

Meine erste Begegnung mit dem Schaffen von Hanni Schierscher liegt inzwischen fast 16 Jahre zurück. Seinerzeit durfte ich aus einem bereits grossen Konvolut an Papierarbeiten eine Auswahl treffen für eine Ausstellung des Kunstkreises im Bildungshaus St. Arbogast im vorarlbergischen Götzis.

Schon damals war deutlich, dass sich ihr Schaffen zunächst aus einem ganz und gar stofflichen Begriff entwickelt, im wortwörtlichen wie auch im übertragenen Sinne. Dass sie eine Ausbildung zur Schneiderin absolviert hat, habe ich erst in diesen Tagen erfahren, aber es ist sinnfällig: Von Beginn an sind die Wahl des Bildträgers und des Malmittels eine absolut zentrale und wesentliche Entscheidung, die bis heute trägt. Der „Stoff“, für den sich Hanni Schierscher entschieden hat, ist das sensible, handgeschöpfte Japanpapier, das sich ebenso wie feinstes, hauchzarter Organza durch seine Leichtigkeit und Transparenz auszeichnet, und es sind feinste chinesische Tuschen. Das „Gewebe“ des Papiers bildet zusammen mit den spezifischen Eigenschaften des verwendeten Malmittels eine entscheidende werkkonstituierende Rolle.

Dabei geht es aber weniger um das Material als Bedeutungsträger, wie das auf viele Erscheinungen der Kunst des 20. Jahrhunderts zutrifft, als vielmehr darum, dass die physikalischen Eigenschaften des Materials dem Ausdruckswillen und psychischen, dem haptisch-sinnlichen Bedürfnis der Künstlerin auf idealste Weise entgegenkommen. Damals liess sich bereits feststellen, dass der Ausgangspunkt ihrer Werke in grossem Umfang die Linie bildete; bis heute ist sie eine ganz wesentliche Konstante im Schaffen von Hanni Schierscher geblieben. In einem ruhigen, fast besinnlich zu nennenden, aber gleichwohl sehr bewussten Malvorgang zieht sie eine erste Linie in den weissen Grund und überlässt sie dann den materialimmanenten Prozessen: Zumeist Tusche, gelegentlich auch Gouache oder Tinte entfalten auf dem Papier ihren eigenen Atem, dehnen sich aus und ziehen sich zusammen, werden hier ganz flüchtig, um sich dort zu konzentrieren. Mit weiteren Farblinien oder dem partiellen Einsatz von Wasser greift sie dann in einen ansonsten ganz bewusst weitgehend dem Zufall überlassenen Prozess ein. So entstehen im Zusammenspiel von Fluidem und Festem vertikale und horizontale Strukturen, die oft an Landschaften erinnern, an Flüsse, Nebel, Wolken, an vegetabile Gebilde oder diffuse Gestalten, die sich in der Ferne aufzureihen scheinen, zeigen sich abstrakte Gebilde und Spuren, wie etwa Streifen in verschiedensten Anordnungen.

Der Zufall mag eine Hauptrolle spielen, doch gleichwohl sind die entstehenden Werke keine Zufallsprodukte: In diesem paradoxen Spiel ist Hanni Schierscher die Regisseurin, auch wenn sie den Akteuren grossen Freiraum einräumt. Sie bestimmt Qualität und Format des Papiers, wählt Ton und Menge der Farbe, die Richtung der Linien, die Menge des Wassers. Sie weiss, dass sich die Tusche von der Gouache trennt, dass Wasser die Farbpartikel auseinander oder zusammenreibt. Sie weiss, dass nur verwelkte Blüten bereit sind, ihren farbigen Geist an das feuchte Papier abzugeben. Soweit die Gewissheiten.

Bei der Entscheidung für eine Farbe spielt deren emotionaler Wert eine wesentliche Rolle; Farbe wählt Hanni Schierscher in Abhängigkeit zum inneren Befinden, Stimmungen und Gedanken, die sie gerade bewegen, aber auch als Reflex auf äusseres Erleben. Das Erleben der Natur spielt eine ganz wesentliche Rolle, doch auch die Begegnung mit Menschen, mit Kunst, Musik, Literatur. Hier kommt etwas zum Tragen, was im Denken, Fühlen und Handeln von Hanni Schierscher ein massgebliches Motiv bildet: Das Innere und das Äussere werden als sich beeinflussende Einheiten verstanden, in beiden Bereichen findet sie Quellen des Schöpferischen. So lautet der Titel dieser Ausstellung auch nicht von ungefähr „innen und aussen“. Und nicht von ungefähr fühlt sie sich angesprochen von den Worten des Westschweizer Lyrikers Philippe Jaccottet:

„Aussen, innen: was wollen wir sagen mit dem Wort „innen“? Wo hört das Aussen auf? Wo beginnt das Innen? ... Das Denken ist das Innen; und das Aussen ist alles, was das Denken erfasst, alles, was uns ... erreicht. Das Denken selbst hat weder Form noch Gewicht noch Farbe; aber es bedient sich der Formen, des Gewichts, der Farben ...“<sup>1</sup> Nun ist man allerdings geneigt sich zu fragen, wann das Denken beginnt und ob es das unabhängig vom Aussen tut? Und wenn das Denken das Innen ist, sind es dann das emotionale und spirituelle Empfinden nicht ebenso und alles zusammen Teile eines wechselwirksamen Prozesses zwischen Innen und Aussen? Jaccottet spricht dann auch vom Göttlichen und dem Wort, das den Atem trägt, den inneren Atem, den Atem der Schöpfung, der alles durchweht und bewegt, und es heisst:

„Das Wort: durchlässig, offen für den Atem. So sind uns die Täler lieb, die Flüsse, die Wege, die Luft. Sie weisen uns auf den Atem hin. Nichts ist vollendet, abgeschlossen. Man muss spüren, wie dieser grosse Hauch alles durchatmet und dass die Welt nur seine flüchtige Form ist.“

Genau das ist es vielleicht, was wir intuitiv wahrnehmen, wenn wir Hanni Schierschers Arbeiten betrachten: den Atem, den Hauch, das Fließende, das Offene, das Geschehenlassen, das nicht alles Erklären- und Verstehenwollende. Gleichzeitig sehen wir auch, dass es nicht nur um die Wahrnehmung dessen geht, was wir an dieser Stelle als Entgrenzung begreifen mögen, denn in einem dialektischen Sinne bietet sich sogleich – gewissermassen als *Conditio sine qua non* – auch der Gedanke der *Begrenzung*, vielleicht sogar, um noch einen Schritt weiterzugehen, jener des *Grenzenlosen* an. Und wir ahnen, dass gerade an diesem Schnittpunkt so etwas wie eine ganz besondere, übergeordnete Schönheit entsteht, im Geistig-Sinnlichen zuerst, aber ebenso im Materiellen: Kehrt man wieder zu den Werken von Hanni Schierscher zurück und sieht, wie die Farbe ihre Eigendynamik entwickelt hat, sanft gelenkt und doch auch ihre eigenen Wege gehend, so mag man gerade am Rand einer farbigen Fläche oder Form sowie des gesamten Bildes nicht nur deren Konzentration und darin formrelevante Begrenzung wahrnehmen, sondern auch eine koloristische Intensität, die einerseits feinstofflich, andererseits konzentriert und fast schon kristallin eine besondere Anmutung entfaltet.

Kaum treffender kann man diese Gedanken abschliessen als mit Philippe Jaccottets Worten zur Schönheit: „Es kann sein, dass die Schönheit entsteht, wenn die Begrenzung und das Grenzenlose gleichzeitig sichtbar werden; wenn man Formen sieht und dabei ahnt, dass sie nicht alles sagen, dass sie nicht für sich allein bestehen, dass sie dem nicht zu Fassenden seinen Teil lassen.“

<sup>1</sup> Philippe Jaccottet, *Fliegende Saat*. Aufzeichnungen 1954–1979. München 1995, S. 30–31.